Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 521. Montag den 12. October 1896. 90. Jahrgang.

Amtlicher Theil.

Bekanntmachung.

Von heute ab beträgt bei der Reichsbank der **Discont 5 Procent**, der **Lombardzinsfuß** für Darlehne gegen ausschließliche Verpfändung von Schuldverschreibungen des Reiches oder eines deutschen Staates 5½ Procent, gegen Verpfändung sonstiger Effecten und Waaren 6 Procent.

Berlin, den 10. October 1896. **Reichsbank-Directorium.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. October.

Der **socialdemokratische Parteitag**, der gestern Abend in Gotha begonnen hat, spielt sich auf einem Boden ab, auf dem jüngst die „Genossen" infolge der Uneinigkeit der bürgerlichen Parteien und besonders infolge der Starrköpfigkeit des „Freisinns" unerwartete Wahlerfolge zu verzeichnen gehabt haben. Solche Erfolge pflegen denjenigen Elementen, die auf ein rücksichtsloses Vorgehen drängen, am meisten zu Kopfe zu steigen; die Parteileitung wird daher Mühe haben, die Drängenden zu beschwichtigen und zu verhüten, daß durch allzu revolutionaire Reden und Beschlüsse jene bürgerlichen Kreise vor den Kopf gestoßen werden, die auf dem Wege eines unklaren Doctrinarismus nahe an die Socialdemokratie herangerückt sind und dieser unabsichtlich neue plateonische Anhänger werben. Und je heftiger die Genossen der „schärferen Tonart" schleunige Verwirklichung des Programms fordern, um so sanftere Saiten werden einige der Mitwirkenden in dem auf der Rednertribüne in Gotha aufzuführenden Schauspiele ertönen lassen, um es den „Nationalsocialisten" zu ermöglichen, der Welt auch an dem Verlaufe des Gothaer Parteitages nachzuweisen, daß die Socialdemokratie gar nicht so schlimm sei, wie sie verschrieen werde. Die „Nordd. Allgem. Ztg." hält es daher für Pflicht, schon im Voraus die optimistischen Sammler von Honig aus den Redeblüthen „gemäßigter" Acteure des socialdemokratischen Parteitages auf das Thörichte ihres Thuns hinzuweisen, und wir möchten den Herren „Nationalsocialisten" die Ausführungen des Blattes um so mehr zur Beherzigung empfehlen, je nachdrücklicher die „Nordd. Allgem. Ztg." auf das Urtheil eines Mannes sich beruft, der auch bei den „Nationalsocialisten" keineswegs im Rufe eines „Socialistenfressers" steht, sondern hohes Vertrauen genießt. „Sie" — so führt das genannte Blatt aus — „spähen ängstlich nach jedem kleinsten Anzeichen, woraus auf eine keimende Neigung der socialistischen Partei geschlossen werden könnte, von dem revolutionairen Wege abzulenken, um sich einer Reformarbeit innerhalb des Rahmens der historischen und verfassungsmäßig gegebenen Institutionen zuzuwenden. Mit besonderem Wohlgefallen nimmt man in letzter Zeit Notiz von Aeußerungen, die ein akademisch gebildeter Redacteur der socialdemokratischen „Leipziger Volkszeitung", Max Lorenz, im evangelischen Arbeiterverein zu Leipzig gethan. Herr Lorenz meint, der Communismus, der die beherrschende Idee der ganzen modernen Entwicklung bilde, brauche zu seiner Verwirklichung den Bebel'schen „Kladderadatsch" nicht, giebt aber zu, daß es „Genossen" gebe, die anders denken.

„Ich will allerdings zugestehen, daß es vielleicht (!!) in der Partei eine Richtung geben mag, die erst das Alte völlig zusammenbrechen lassen will, die den einzelnen Proletarier nur erziehen und befähigen will für den Tag des Zusammenbruchs, den großen Tag, an dem dann — — — ja, ich weiß nicht, was „an dem dann", an diesem großen „Tag" geschehen soll. Vor Allem wäre es doch auch schon umständlich und mißlich, auf Schutt und Kehricht zu bauen. Der müßte doch erst weggeräumt werden; und dann, wenn dann das Baufeld frei gelegt ist, haben wieder die Leute, die da bauen wollen, für einige Zeit kein Haus. Ich vertrete vielmehr entschieden die Ansicht, daß bereits in der heutigen Gesellschaft die Keime der künftigen in mannigfacher Form und großer Zahl vorhanden sind. Diese Keime müssen wir pflegen, ihr Wachsthum fördern."

Das klingt nun freilich harmlos genug, ändert aber nicht das Geringste an dem revolutionären Charakter der socialistischen Demokratie. Schon Professor Sohm hat dies in Leipzig in schlagender Weise dem angeblich „guten Revolutionair" erwidert. „Die Hauptsache ist", äußerte Herr Sohm, „daß auch diejenigen, welche, wie Herr Lorenz, innerhalb des socialdemokratischen Lagers die allmähliche Reform vertreten, dennoch im letzten Grunde auch ihrerseits revolutionair sind. Weshalb? Weil die von ihnen erstrebten Ziele nicht Fortführung, sondern Verneinung der großen Ergebnisse der Vergangenheit sind." In der That mag die Socialdemokratie sich ausstaffiren, wie sie will, ihr Princip ist: Zerstörung des Historischen zu Gunsten eines Spinnwebs abstracter Normativ-Gedanken, das von der Selbstsucht des Einzelnen im ersten Augenblick zerrissen würde und die Gesellschaft unmittelbar dem Chaos überliefern müßte. Sollte aber wirklich dieser oder jener „Akademiker" der Partei eine Formulirung der socialistischen Tendenzen ausfindig machen, die dem Einwurf, in ihren Zielen revolutionair zu sein, nicht unterläge, so wäre dieses Bekenntniß eines Einzelnen doch von vornherein werthlos, weil jedenfalls in politischen Dingen eine Schwalbe noch keinen Sommer macht. Wie naiv müßen doch einem Max Lorenz und Seinesgleichen Zuhörer vorkommen, die sich Redensarten bieten lassen, wie die, daß es in der Partei vielleicht Leute gebe, die sich zu der Ansicht des braven Friedrich Engels bekennen, daß in der Pariser Commune das Vorbild für das Verfahren gegeben sei, welches bei der Umgestaltung des geschichtlichen Staatswesens in eine proletarische Gesellschaft beobachtet werden müsse! Vielleicht? Also Liebknecht, Bebel und Singer, die sich zu Engels bekennen, existiren für Herrn Lorenz — vielleicht? Wie Jedermann sieht, der sehen will, erweisen sich alle diese scheinbaren Anläufe der Socialdemokratie, aus ihrer eigenen Haut zu fahren, schließlich als ein ebenso leeres, wie unaufrichtiges Gerede. Zu Denen, die nicht sehen wollen, gehören aber die Hoffnungseligen, die gespannten Blickes dastehen und harren, bis aus dem giftigen Boden des Marxismus die Wunderblume des Kreuzes emporblühen möchte."

Die Erörterung der Natur des **Begnadigungsrechtes**, die sich an die angebliche Begnadigung eines wegen Erpressung eines Geständnisses verurtheilten Beamten angesponnen hat, dauert in der Presse fort. Es sind insbesondere auch conservative Organe, die sie nicht zur Ruhe kommen lassen, vermuthlich weil sie glauben, durch die geräuschvolle Vertheidigung eines in Wahrheit gar nicht angezweifelten Souveränitätsrechtes in Vergessenheit zu bringen, wie oft sie in den letzten Jahren auf das verfassungsmäßige Bestimmungsrecht der Krone durch Drohungen beschränkend einzuwirken versucht haben. In der „Kreuzzeitung" ist eben wieder auf Laband's Ausspruch hingewiesen worden, die Begnadigung sei keine Handlung der Rechtsprechung. Das ist sie offenbar nicht, und man muß auch ferner der „Kreuzzeitung" beipflichten, wenn sie sagt, die Begnadigung habe „mit dem technischen Begriff der Rechtsordnung nichts zu thun". Von dem Zusammenhang mit der lebendigen Rechtsordnung, mit der Rechtspflege, kann aber die Begnadigung unmöglich vollkommen gelöst werden. Die Gnade hebt das geschriebene Recht auf, nicht um Unrecht eintreten zu lassen, sondern um ein höheres an die Stelle des angewendeten Rechtes zu setzen. Sie dient diesem Zweck nicht nur, wenn sie eine in einem bestimmten Falle gegebene Unvereinbarkeit zwischen starrem Gesetz und lebendigem Rechtsgefühl zu Gunsten des letzteren beseitigt, sondern auch bei der Amnestie, wo der Begnadigende die Umstände, unter denen die bestraften Handlungen begangen worden sind, nicht kennt. Der Gedanke, daß Begnadigungen ohne höhere Erwägungen, sei es der Menschlichkeit, sei es des Staatsinteresses, erfolgen, ist für das moderne Rechtsbewußtsein unerträglich. Der Kaiser im „Faust" hat, obwohl er an Zauberei glaubt, an seinem Krönungstage einen alten Zauberer vom Scheiterhaufen befreit und sagt später von diesem Gnadenact:

Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu schenken.

Jedermann wird einen aus solcher Laune, aus bloßer Willkür entstehenden Eingriff in den Gang der Gerechtigkeit ausgeschlossen sehen wollen. Wer das aber will, der erkennt eine Grenze des Begnadigungsrechts an und muß deshalb die Verantwortlichkeit des einen Begnadigungsact gegenzeichnenden Ministers für diesen Act anerkennen.

Ein officiöses Blatt ist bemüht, den Eindruck, welchen die Proclamation der **franco-russischen Waffenbrüderschaft** in Chalons gemacht hat, abzuschwächen, indem es an die vielfach hervorgetretene Kritik, der Hinweis des Zaren auf Verschmelzung der beiderseitigen Streitkräfte stehe in offenbarem Widerspruch mit den Thatsachen, die Bemerkung knüpft: „Dem gegenüber ist darauf zu verweisen, daß der Kaiser nur von dem zwischen den beiden Heeren bestehenden Gefühl der Waffenbrüderschaft, nicht von einer thatsächlichen Waffenbrüderschaft gesprochen hat." Wir können an dieser Musterleistung officieller Vertuschungskunst nur die Naivetät bewundern, mit welcher dem gesunden Menschenverstande der öffentlichen Meinung zugemuthet wird, vor solchen absolut nichtssagenden subtilen Distinctionen zu capituliren. Wenn es überhaupt der Mühe werth ist, jene befangene Kritik zu corrigiren, so kann es nur durch den Hinweis geschehen, daß der Zar, eben weil er sich mit den Thatsachen in schreiendsten Widerspruch gesetzt haben würde, nicht in retrospectivem, sondern in vorausschauendem Sinne von der Waffenbrüderschaft der beiden Armeen gesprochen haben kann. Thatsächlich haben Russen und Franzosen nur zweimal in der Geschichte vereint gekämpft, während des siebenjährigen Krieges gegen Friedrich den Großen, 1757 und 1758, und bei Navarin, wo die englisch-französisch-russischen Escadres unter Codrington die türkisch-egyptische Flotte unter Kapudan Pascha vernichteten. In beiden Fällen war aber ein Bindeglied vorhanden, im siebenjährigen Kriege Oesterreich und im Jahre 1827 England. Seit jenen fernen Tagen haben Russen und Franzosen immer nur ihre Schwerter gekreuzt. In den Coalitionskriegen, wo Korsakoff in Süddeutschland und in der Schweiz und Suwaroff in Italien und in der Schweiz gegen die französischen Republikaner kämpften und sie 1799 bei Caffaro, an der Trebbia und bei Novi besiegten, später bei Austerlitz 1805, bei Czernowo, Pultusk und Goymin 1806 und bei Preußisch-Eylau 1807, wo die russischen Waffen unterlagen. Wer erinnert sich nicht an die denkwürdigen blutigen Kämpfe von Smolensk, bei Borodino, an Moskau, an die Katastrophe an der Beresina im Jahre 1812 und an die heroischen Befreiungsschlachten der Jahre 1813 und 1814, an Großgörschen, Bautzen, Kulm und Leipzig, an La Ronétiere, Montmirail, Montereau, Laon, Arcis-sur-Aube und an Paris? Das blutige Ringen in der Krim, vor Sebastopol, an der Alma, an der Tschernaja, bei Balaklawa, bei Inkerman und um die Bastion Korilowski (Malakow) sind noch allen Zeitgenossen in Erinnerung. Beinahe alle Schlachtfelder Mittel-Europas sind mit russisch-französischem Blute gedüngt, und stets bekämpften sich Rußland und Frankreich. An der Hand dieser geschichtlichen Reminiscenzen wird man, wie gesagt, unter russischer Waffenbrüderschaft nur ein mögliches Zusammengehen beider Heere in der Zukunft verstehen können, und eine solche Waffenbrüderschaft im militairischem Sinne ist, wie die „Neue Freie Presse" in Uebereinstimmung mit unserer Auffassung ausführt, synonym mit dem politischen Begriffe der Allianz. Unsere Leser wissen, daß wir an dem thatsächlichen Bestande einer solchen nicht zweifeln, und die Beobachtung, daß der Zar beim Abschied in Chalons Angesichts des französischen Heeres, von dem er als von „unseren Truppen" sprach, den Präsidenten der Republik mit großer Wärme umarmte — nach dem „Gaulois" sollen sogar Küsse gewechselt worden sein —, vermag uns darin nur zu bestärken. Im Uebrigen aber theilen wir nicht die mehrfach laut werdende Besorgniß, daß durch die Bekundung der französisch-russischen Waffenbrüderschaft der Friede gefährdet sei, und acceptiren, was ein anderer Officiosus, die „Nordd. Allg. Ztg.", schreibt:

„Kaiser Nicolaus hatte sich bei seinen ersten Besuchen, die den befreundeten Kaisern von Oesterreich-Ungarn und Deutschland galten, überzeugen können, daß der europäische Frieden in diesen beiden Fürsten seine eifrigsten Schützer besitze. Ebenso dürfte er England mit der Zuversicht verlassen haben, daß auch von dieser Macht keine Gefahr für die Harmonie des europäischen Concertes drohe. So mag endlich auch das letzte Bild, das sich dem Zaren und seiner hohen Gemahlin in Frankreich bot, geeignet gewesen sein, ihn als erleuchteten Friedensfürsten mit hoher Befriedigung zu erfüllen. Das enge Einvernehmen, das zwischen Rußland und Frankreich besteht, ist mitten unter rauschenden Festen und unter dem Jubel des französischen Volkes wiederholt in Tischreden des Kaisers von Rußland und des Präsidenten der französischen Republik zum Ausdruck gekommen. Wir sehen keinen Grund, nach dem Verlaufe der Pariser Festtage die in Deutschland herrschende ruhige und objective Beurtheilung der französisch-russischen Beziehungen irgendwie zu modificiren. Da bisher kein ernster Interessenwiderstreit zwischen beiden Staaten vorhanden war und so lange ein solcher nicht entsteht, ist der natürliche Fall gegeben, daß beide Staaten ein gemeinsames Vorgehen beobachten und sich ihre Unterstützung in Fragen gemeinsamen Interesses leihen. Man ist in Deutschland mit Recht fest davon überzeugt, daß insbesondere Rußland das Einvernehmen nicht zu kriegerischen Zwecken auszubeuten, sondern nur friedlichen Aufgaben dienstbar zu halten wünscht. Andererseits hat Deutschland selbst keinerlei politische Interessengegensätze mit Rußland auszumachen, weshalb wir um so unbefangener den glänzenden Verlauf der Festtage in Cherbourg, Paris und Chalons constatiren können."

Das entspricht durchaus unserer bisherigen Stellungnahme, nur haben wir schon bei der Ankündigung des Pariser Zarenbesuchs und erst kürzlich wieder der Besorgniß Ausdruck verliehen — und die Haltung eines großen Theils der Pariser Presse giebt uns Recht —, daß die mit den Zarenfestlichkeiten nothwendig verbundene Hebung des französischen Selbstbewußtseins den transvogesischen Chauvinismus zu Provocationen gegen Deutschland verleiten könnte, welche dieses nicht unvergolten hinzunehmen vermöchte. Indessen wir halten es, so

---

Feuilleton.

Die Schuld des Fürsten Romanskoi.

12] Roman von Conr. Fischer-Sallstein.

Nachdruck verboten.

„Stellen Sie keine Fragen an mich", wehrte die Petuschkowa, „der Wille Ihrer Eltern muß Ihnen heilig sein, und ich weiß, er wird Ihnen auch heilig sein! Die Vergangenheit Ihrer Eltern muß für Sie ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln sein, und an dem Tage, an welchem Sie den Schleier zurückreißen, werden Sie Ihr Glück, Ihren Frieden, die Kraft und fröhliche Lust, weiter zu streben, vernichtet haben! Sie werden zu der großen Armee Derjenigen gehören, die nie eine Anerkennung für ihr Streben finden und die überall vor verschlossenen Thüren stehen. Das wollte Ihr Vater verhüten, als er Ihnen seinen angenommenen Namen Jasmorin gab. Und diesen Namen werden Sie zu Ehren bringen und selbst ein glücklicher Mensch werden."

Die Petuschkowa stand nun unter dem Eindruck, als ob sie zu viel gesprochen habe, und darum griff sie voll Unruhe und mit einer gewissen Hast nach seiner Hand und sagte:

„Sie haben vorhin die Frage aufgeworfen, Michael Jasmorin, wie das Gute vergolten werden könnte, das ich an Ihnen gethan. Gut, jetzt bin ich in der Lage, einen Wunsch zu äußern: Geben Sie mir das Versprechen, niemals Ihr Mütterchen mit Fragen zu quälen, die sie in einer schwachen Stunde veranlassen könnte, das Gelöbniß, das sie Ihrem sterbenden Vater gab, zu brechen. Rühren Sie nie an die Vergangenheit Ihrer Eltern, die Ihnen nichts nützen, sondern nur schaden kann, und streben Sie fröhlich in die Zukunft hinein. Sind Sie erst einmal ein Mann geworden, der sich eine achtungswerthe gesellschaftliche Stellung erworben, dann können Sie ohne Gefahr Alles erfahren."

Wie in erschütternde Träume versunken, stand Michael da. Die Petuschkowa mußte seine Hand schütteln, um ihn zum Erwachen zu bringen. Dann sagte er dumpf: „Ich gebe Ihnen das Versprechen, Mütterchen Sofia Andrejewna."

„Und ich weiß, Sie werden es halten. Nun aber fort mit den unfruchtbaren Betrachtungen, den Kopf in die Höhe, nicht finster unter die Erde kriechen, sondern gegen die Sonne streben, denn die Welt ist schön!"

Sie nahm hier ihre Börse hervor und legte eine Reihe Goldstücke auf den Tisch. Nun zog sie den Schleier vor und schien sich zum Aufbruch rüsten zu wollen.

„Ich muß jetzt fort, Michael, das Telegramm an Ihr Mütterchen soll heute noch aufgegeben werden. Morgen Nachmittag werde ich mich bei Ihnen zum Thee einfinden, alsdann werden wir darüber berathen, wo und wie Maria Feodorowna mit Ihnen wohnen wird. Wir werden uns nun öfter sehen", fügte sie lächelnd hinzu, „ich bin mit dem Fürsten in Petersburg. Es soll mich freuen, wenn der Student Michael Jasmorin die Liebenswürdigkeit hätte, dann und wann die alte Freundin seines Mütterchens spazieren zu führen."

Stumm drückte ihr dieser die Hand, und dabei lag ein mildes Lächeln um seinen Mund. Sofia Andrejewna beobachtete ihn nicht ohne Besorgniß und näherte sich der Thür. Michael schien sie gerade jetzt nicht fortlassen zu wollen. Beinahe krampfhaft hielt er ihre Hand fest.

„Ich werde mein Wort halten", flüsterte er ihr jetzt zu, als befürchte er, sie könnte an ihm zweifeln, „ich werde es!"

„Gott stärke Sie, Michael, und nun gute Nacht!"

Im nächsten Augenblick war sie fort und Jasmorin stand vor der Thür, die hinter der Petuschkowa ins Schloß gefallen war. Nach einer Weile ging er nach dem Tisch zurück, sah die Goldstücke ihm entgegenblinken, setzte sich vor diese nieder und stützte den Kopf in die Hand. Das Bild des alten ihm nun nahezu verhaßten General Storff stand ihm seltsamer Weise gerade jetzt vor Augen, und seine dürren schnarrenden Worte gellten ihm immer noch in den Ohren: „Das ist ein Matscherskoff!"

Siebentes Capitel.

Mit steigender Unruhe ging Stepan Wassiljitsch Romanskoi in seinem Zimmer auf und ab. Die achte Abendstunde war herangekommen und noch immer ließ sich Sonja Petuschkowa nicht blicken!

Was hat das zu bedeuten? fragte sich der Fürst und erschöpfte sich in einer Welt voll Vermuthungen. Sie hatte ihn wie ein Kind auf dem Sofa niedergebettet, schlafen gelegt, damit er sich von den Anstrengungen der Reise erhole, und er folgte ihr, trotzdem er gar nicht ermüdet war, als er erwachte bei hereinbrechender Dunkelheit, war sie spurlos aus dem Hotel verschwunden.

Sah das nicht gerade so aus, als ob sie Ursache habe, in irgend einer Sache sich heimlich von ihm zu entfernen? Wohin war sie gegangen und was hielt sie so lange auf? Zuerst war der Fürst beleidigt, er glaubte, daß es die Verpflichtung Sonja's gewesen sei, ihm wenigstens zu sagen, daß sie Besuche zu machen habe.

Als aber Stunde um Stunde verrann und sie immer noch nicht zurückkehrte, beschlich ihn eine wahre Angst, und zum ersten Mal erwog er im Ernste die Möglichkeit, daß sie sich eines Tages ganz von ihm abwenden und ihn für immer allein lassen könnte. Jetzt erst fühlte er, was sie ihm war, und was er sein würde ohne sie.

Welche Rechte hätte er denn, sie zurück zu halten, wenn sie eines Tages vor ihn hintreten würde, um ihm zu sagen, daß er ihrer Pflege nicht mehr bedürfe und sie sich nun einem andern Lebenszweck widmen möchte?"

„Sie wird bleiben, sie ist mein!" ruft er sich trotzig zu und verstieg sich zu der unedlen Ansicht, daß sie nicht reich sei und daß sie darum der Stellung in seinem Hause bedürfe.

Aber als er über das Wesen und den Charakter seiner Pflegerin nachdachte, fand er, daß das kein Hinderniß für sie sei, ihn eines Tages zu verlassen. Und diese Erkenntniß erfüllte ihn mit Verdruß und mit Bitterkeit. Sollten sich denn nicht die Mittel finden lassen, vermittelst deren er eine Kette schmieden kann, die stark genug ist, sie ihm leibeigen zu machen? Der Herr der Petuschkowa möchte er sein, der Herr nach asiatischen Begriffen, nur um nicht ihr mildes, ruhiges Angesicht, ihre sanfte pflegende Hand entbehren zu müssen.

Und doch war der Fürst kein unedler Mensch, er hat selbst der Petuschkowa gezeigt, wie human er denken und wie edel er handeln kann. Nur dann gerieth er auf Abwege, regte sich seine gewaltthätige Natur, wenn ihm etwas versagt blieb, was er glaubte nicht entbehren zu können. So nahm er einst seiner einzigen Schwester den Sohn, und gerade so würde er Sofia Andrejewna nehmen, wenn sie ihm irgend Jemand streitig machen wollte.

Sofia Andrejewna hatte sich in all den Jahren einen Grad von Unabhängigkeit dem Fürsten gegenüber bewahrt, die diesem gar kein Recht an die Hand gab, sich auch nur verstimmt darüber zu zeigen, daß sie ohne sein Wissen das Hotel verließ und fortblieb, so lange es ihr beliebte. Er sah dies jetzt erst ein, und dabei kam ihm die Erkenntniß, wie innig er mit ihrem Wesen verwachsen war, daß er nur lebte durch sie.

Gott sei Dank, da hört er jetzt die elastischen Schritte der Sonja draußen auf dem Corridor! Er kennt diese Schritte; wie manches Mal hat er auf seinem vieljährigen Schmerzenslager auf diese Schritte gelauscht. Sein Herz schlägt stürmisch, ein wahres Fieber ergreift ihn, er wird roth im Gesichte, als die Petuschkowa jetzt ins Zimmer tritt.

Sie war erhitzt, weil sie den Weg vom Telegraphenamt nach dem Hotel in größter Eile zu Fuß zurückgelegt. Wie ein schwerer Alp wälzt es sich von Stepan Wassiljitsch, als Sonja in alter Güte und Treue auf ihn zukommt und sich nach seinem Befinden erkundigt. Aber er war auch zu stolz, um ihr eingestehen zu können, was er gelitten, während sie fern war.

„Ich hatte einen Besuch zu machen und mich etwas verspätet", warf sie hin und hob sich den Schleier, „Sie haben fest und ruhig geschlafen, als ich ging, mein Fürst."

„Ich werde mich nun um meine Nachtruhe gebracht haben", entgegnete dieser und konnte den Blick nicht von ihrem gerötheten Angesicht wenden.

In diesem Augenblick trat der Oberkellner mit einem silbernen Tablett ins Zimmer. Auf dem Tablett lag ein Brief. Er händigte ihn dem Fürsten aus.

„Von Slekof", murmelte dieser vor sich hin, den Brief öffnend, „was mag vorgefallen sein?"

Sofia Andrejewna wollte sich, die Gelegenheit benutzend, in der der Fürst mit seinem Brief beschäftigt war, ins Nebenzimmer zurückziehen, aber dieser rief ihr zu: „Ein Schreiben von Ilija Andrej!"

Es klang das fast freudig von seinen Lippen. Die Petuschkowa blieb unter der Thür stehen. Der Fürst las und sein Gesicht klärte sich immer mehr auf.

„Ilija theilt mir in diesem Schreiben mit, daß er mit dem Apotekar gestürzt sei und darum die Privatklinik des Doctor Rüsolm aufsuchen mußte. Das würde also mit den Angaben des Bauern, den mir Nahim gebracht, übereinstimmen."

Wie raffinirt er ist! flüsterte Sonja in sich hinein und konnte mit dem besten Willen nicht begreifen, daß Stepan Wassiljitsch seinen Neffen nicht in dieser so klar liegenden Sache durchschaue. Oder hat er das Bedürfniß, sich von diesem täuschen und betrügen zu lassen?

„Nach den Angaben des Sergei Murrok konnte man auch nicht gut annehmen, Ilija Andrej im Hotel Bristol vorzufinden."

Der Fürst blickte erstaunt zu Sofia Andrejewna auf, denn ihm wollte es bedünken, daß durch ihre Worte etwas wie Ironie zittere. Er kam sogar etwas in Verlegenheit, warf den Brief neben sich auf den Tisch und sagte:

SLUB
Wir führen Wissen.